

Sebastian CONRAD: *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 134).

Mit dieser Studie ist ein lang bestehendes Desiderat der deutschsprachigen Japanforschung zumindest teilweise erfüllt worden. In seiner als Dissertation an der Freien Universität Berlin entstandenen Arbeit stellt der Autor selektiv einige der wichtigsten und bekanntesten Themen der Geschichtswissenschaften beider Länder dar: so die Diskussion um die verspätete Gründung des Nationalstaates und die damit zusammenhängende Frage nach der historischen Kontinuität; die Diskussion um das Wesen des deutschen Nationalsozialismus bzw. des japanischen Faschismus und den Ort dieser beiden Phänomene in der Geschichte; die „Erfindung der Zeitgeschichte“ als besonderes Problem der deutschen und japanischen Geschichtsschreibung; sowie die Frage nach der Einordnung der nationalen Geschichte Japans bzw. Deutschlands in den Rahmen der Weltgeschichte.

Zunächst widmet sich Conrad in Kapitel I einer Positionsbestimmung der modernen Geschichtsschreibung Japans und Deutschlands, indem er die Grundzüge der Nachkriegshistoriographie der beiden Länder darlegt und die wichtigsten Schulen innerhalb der Geschichtswissenschaften vorstellt.

Kapitel II behandelt die Entstehung des modernen Nationalstaates durch die klein-deutsche Reichseinigung des Jahres 1871 (Bismarck-Kontroverse) bzw. durch die Meiji-Restauration in Japan. In diesen Debatten um den „Ursprung der Nation“ liegt der Ausgangspunkt der Frage nach der Kontinuität in der Geschichte beider Länder, die sich im Falle Deutschlands in erster Linie um die Kontinuität „von Bismarck zu Hitler“ drehte, im Falle Japans um die Suche nach „langfristigen Strukturfehlern“ und „einer verhängnisvollen historischen Kontinuität“ (S. 88), welche von der Meiji-Zeit zum „Faschismus“ der 1930er und 1940er Jahre und somit zum Pazifischen Krieg geführt hatten. Während die „Akzeptanz der Kontinuitätsthese in Westdeutschland viel geringer als in Japan“ war, wird in der „marxistischen Historiographie in Japan [...] der kausale Zusammenhang von Meiji-Restauration und Faschismus geradezu als Prämisse, nicht als Resultat der Forschung“ angesehen, erfahren wir als Schlußfolgerung dieses Abschnittes (S. 125f.). Es werden aber auch die Forschungsansätze dargestellt, die dieser „kanonischen“ Interpretation der Meiji-Restauration als gescheiterte oder unvollendete bürgerliche Revolution widersprechen und die positive Bedeutung dieses historischen Ereignisses betonen bzw. die Meiji-Restauration als „nationale Revolution“ erklären.

Die Debatte um den Charakter des nationalsozialistischen Systems in Deutschland bzw. des „faschistischen“ Systems in Japan steht im Mittelpunkt von Kapitel III. Dabei übernimmt der Autor die Bezeichnung „Faschismus“ für das politische System Japans in den 1930er und frühen 1940er Jahren, die sich in der japanischen Geschichtswissenschaft eingebürgert hat, verweist allerdings immerhin in Fußnote 2 (S. 133f.) auf die Probleme, die diese Bezeichnung für die Faschismusforschung mit sich bringt. Es wird im Verlauf dieses Kapitels betont, daß in Deutschland zwar „die Abwendung von den zurückliegenden 15 Jahren [...] total“ war (S. 138), und die Epoche des Nationalsozialismus überwiegend als „Katastrophe“ (Friedrich Meinecke) interpretiert wurde (S. 161), daß jedoch eben diese Bemühungen nicht zuletzt auf eine „Rehabilitation der nationalen

Geschichte“ zielten und obendrein „keineswegs auf das konservative Spektrum der Historikerschaft begrenzt blieben.“ (S.217).

Ein klares Bild der japanischen Faschismusforschung läßt sich in diesem Abschnitt leider nicht erkennen; was nicht zuletzt daran liegen mag, daß die Arbeit mit dem Jahr 1960 endet und somit neuere Forschungen nicht berücksichtigt. Dadurch müssen auch Forschungsansätze in die Darstellung einbezogen werden, die letztlich in einer Sackgasse endeten; andere Forschungsansätze jedoch, die heute vielmehr die Diskussion beherrschen, können nicht weiter verfolgt werden. Zwar erfahren wir, daß auch in Japan der Faschismus in der Nachkriegshistoriographie als „dunkles Tal (*kurai tanima*)“ interpretiert wurde (S.162); auch hören wir von den Forschungsansätzen der marxistischen Schule um Inoue Kiyoshi, der die Rolle des Tennō innerhalb des japanischen Faschismus hervorhebt; vom sozialwissenschaftlichen Ansatz eines Maruyama Masao, der den japanischen „Sonderweg“ betonte und einen „Faschismus von oben“ postulierte; von Totalitarismustheorien und der These des Nationalsozialismus bzw. Faschismus als Phänomen und Produkt der Moderne. Gerade in diesen letztgenannten Punkten wäre jedoch ein Einbeziehen der jüngeren Forschung nicht nur wünschenswert, sondern notwendig gewesen; ein einfaches Abbrechen der Darstellung mit dem Jahr „1960“ macht bestenfalls neugierig, der weniger fachkundige Leser wird jedoch eher auf falsche Fährten und in Sackgassen gelockt, ohne sich dessen bewußt zu sein.

In Kapitel IV widmet sich der Autor der „Erfindung“ der Zeitgeschichte“ bzw. der Etablierung der Zeitgeschichte als selbständige Disziplin innerhalb der Geschichtswissenschaft. Dabei betont er die besonderen Probleme, die die Nachkriegsgeschichtsschreibung sowohl in Deutschland als auch in Japan mit diesem Teil der Geschichte hatte – nämlich Probleme mit der Objektivität angesichts mangelnder Distanz, Probleme des Aktenzugangs sowie die kaum vermeidbare Politisierung der Geschichtswissenschaft.

Kapitel V beschäftigt sich dann mit dem Problem der weltgeschichtlichen Betrachtungsweise der deutschen und japanischen Geschichte und der Einordnung der jeweiligen Geschichtsschreibung in einen bestimmten Kulturkreis. Conrad betont zurecht: „Auch wenn die Historiographie sich häufig auf die Geschichte der eigenen Nation konzentriert, läßt doch erst ein Blick über die Landesgrenzen hinaus den Stellenwert der nationalen Vergangenheit deutlich werden“ (S.306). Der Autor rechnet im weiteren Verlauf dieses Kapitels mit „kulturalistischem Reduktionismus“ und dem „Modus der Stigmatisierung des ‚Anderen‘“ (S.309) in der europäischen und japanischen Geschichtsforschung ab. Wir erfahren, daß nicht nur die deutsche, sondern auch die japanische Geschichtsschreibung auf einem „Westen-als-Norm“-Konzept (S.323) basierte, wodurch Abweichungen vom englischen ‚Modell‘ als nationale ‚Sonderwege‘ bezeichnet wurden, allerdings auch als eine „Form der Identitätsstiftung“ (S.398) interpretiert werden können.

Ein Vergleich der Ursprünge und Anfänge der Nachkriegsgeschichtsschreibung in Japan und Deutschland ist naheliegend, wie auch der Autor in der Einleitung betont, verbindet doch die beiden Länder mehr als nur oberflächlich parallele historische Entwicklungen, sondern „strukturelle Parallelen zweier ‚verspäteter Nationen‘“ (S.13). Sowohl in Japan wie auch in Deutschland blieb – nicht nur in der vom Autor untersuchten Periode der Jahre 1945 bis 1960 – „eine intensive Beschäftigung mit der Nation das Kennzeichen der Geschichtsschreibung“ (S.12). Dies veranlaßte den Autor, nach „Parallelen in der historiographischen Entwicklung beider Länder“ zu suchen (S.27), statt sich auf Unterschiede in der Entwicklung zu konzentrieren, die „üblicherweise“ solche

Untersuchungen charakterisieren – eine Meinung, der nicht uneingeschränkt zugestimmt werden kann.

Ist die Suche nach Parallelen und Ähnlichkeiten in der Entwicklung Japans und Deutschlands auch ein lobenswerter und vielversprechender Ansatz, so kann dies aber gerade für die historiographische Entwicklung der beiden Länder nicht unbedingt gesagt werden, und Conrads Arbeit kann in dieser Hinsicht letztlich auch nicht ganz überzeugen. Denn, wie auch der Autor selbst in seiner Studie ausführt, die Frühphase der Entwicklung in der westdeutschen Geschichtsschreibung ist geprägt von einem unerschütterlichen antimarxistischen Konsens – nicht zuletzt als Gegenreaktion auf den Ausschließlichkeitsanspruch dieser Forschungsrichtung in der Deutschen Demokratischen Republik – und deutlich konservativen Tendenzen. In Japan steht das Ende des 2. Weltkrieges demgegenüber für den Beginn des Siegeszuges der marxistischen Geschichtsschreibung, deren berühmteste Vertreter – wie z.B. Inoue Kiyoshi, Tōyama Shigeki, Hani Gorō und Fujiwara Akira – der Autor auch mehrfach anführt. Diesen Gegensatz betont Conrad, zurecht, immer wieder und bringt ihn zusammenfassend auf die „schematische Kontrastierung der Historiographie – hier (Westdeutschland) konservativer Spät-historismus, dort (Japan) kritische Sozialgeschichte“ (S.409).

In der Zusammenfassung kommt der Autor zu dem Schluß, „die Auseinandersetzung mit der nationalen Vergangenheit wurde in der japanischen Geschichtswissenschaft nach dem Krieg sehr viel kritischer geführt als unter westdeutschen Historikern“ (S.404). Im Gegensatz zu Japan blieb „in der westdeutschen Geschichtsschreibung [...] die kritische Distanzierung zumeist auf die Zeit des Dritten Reiches beschränkt“ (S.405). Mit diesen Aussagen wird auch dem – nicht nur in Deutschland, sondern auch in Japan – noch immer weit verbreiteten Vorurteil über die „unbewältigte Vergangenheit“ Japans bzw. die „Rückständigkeit“ Japans in Fragen der Beschäftigung mit der jüngsten Geschichte widersprochen.

Mit der Hervorhebung der Tatsache, „daß das wissenschaftliche Bild von der nationalen Geschichte in den fünfziger Jahren in Japan sehr viel kritischer war als sein bundesdeutsches Pendant“ (S.407), betont der Autor aber letztlich doch eher die Unterschiede in der Entwicklung der deutschen und japanischen Nachkriegsgeschichtsschreibung als ihre Gemeinsamkeiten. Dabei wird einer der wichtigsten Unterschiede noch nicht einmal weiter ausgeführt, nämlich die Diskussion um die Kriegsschuldfrage bezüglich des 2. Weltkrieges (*sensō sekinin*), die lediglich in der Einleitung (S.16f.) kurz angesprochen wird, dann allerdings im Verlauf der Arbeit nicht mehr auftaucht. Dieses Thema wurde in Deutschland nach 1945 fast gar nicht diskutiert und brauchte auch nicht diskutiert zu werden. In Japan aber gibt es bis heute zahlreiche Studien zur Kriegsschuldfrage und sogar eine eigene Zeitschrift, die sich ausschließlich mit diesem Thema beschäftigt. Warum in Japan trotz der Diskreditierung der Vorkriegsgeschichte eine solche Debatte überhaupt entstehen konnte, wäre sicher im Rahmen dieser Studie ebenfalls zu untersuchen gewesen, auch wenn sich hier weitere Unterschiede in der Entwicklung manifestiert hätten.

An Gemeinsamkeiten der Nachkriegshistoriographie wird von Conrad festgehalten, daß in Japan wie auch in Deutschland zunächst einmal „die Nation“ weiterhin im Mittelpunkt der historischen Untersuchungen stand. In beiden Ländern war obendrein der Standpunkt vorherrschend, daß eine „prinzipielle Revision bisheriger Geschichtsbilder unumgänglich sei. Nach der weithin als ‚Katastrophe‘ erfahrenen Zäsur von 1945 schien nicht nur die jeweils jüngste Vergangenheit, sondern die gesamte nationale Geschichte grundlegend neu interpretiert werden zu müssen.“ (S.403). In beiden Ländern begab

man sich – trotz völlig verschiedener Forschungsansätze – im Rahmen dieser Neuinterpretation auf die „Suche nach der verlorenen Nation“ als Vergewisserung eines nationalen „Kerns“ (S.411) bzw. als „Beitrag zur Konstitution eines nationalen Selbstverständnisses“.

Mit seiner Studie hat der Autor eine fundierte und gut lesbare Studie vorgelegt, die tiefe Einblicke in die Anfänge der Nachkriegsgeschichtsschreibung Japans und Westdeutschlands gibt und die Ausgangspunkte zahlreicher bis heute andauernder „Historikerstreits“ bis zu ihren Anfängen zurückverfolgt. Bedauerlich ist die Beschränkung auf die Jahre bis 1960; hier hat es sich allerdings um ein offensichtliches Platzproblem gehandelt. Eine Weiterführung der Untersuchung bis in die Gegenwart hätte den Rahmen des ohnehin schon 485 Seiten starken Werkes sicherlich gesprengt, ein selektiver Ausblick auf die Entwicklung der wichtigsten Streitpunkte in der deutschen und insbesondere die Entwicklung der japanischen Historiographie nach 1960 wäre jedoch wünschenswert gewesen, sind doch viele der in den 1960er Jahren hervorgebrachten und in der Arbeit Conrads im Mittelpunkt stehende Forschungsergebnisse heute überlebt. Gerade der Leser, dem die neueste Entwicklung weniger bekannt ist, sollte darauf achten, diese Forschungsansätze nicht für bare Münze zu nehmen. Hier und da wäre sicher ein kritischer Kommentar aus Sicht des heutigen Forschungsstandes angebracht gewesen, um die referierten Ansätze der 1950er und 1960er Jahre zu relativieren.

Aus japanologischer Sichtweise wäre dabei eine stärkere Konzentration auf Japan und eine Einschränkung der Darstellung der deutschen Entwicklung sicherlich vertretbar, wenn nicht gar wünschenswert gewesen. Die Überbetonung Deutschlands durchzieht die gesamte Arbeit und fällt besonders in Kapitel IV ins Auge, das sich nur auf 16 von über 80 Seiten Japan zuwendet. Auch in anderen Kapiteln nimmt die Darstellung Deutschlands in der Regel einen zu breiten Raum ein. Dürfte die Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung nach 1945 aber sicherlich auch für den Nicht-Fachmann unter den deutschen Lesern kein völliges Neuland sein, so wäre doch eine tiefere und sich bis in die Gegenwart erstreckende Untersuchung der japanischen Historiographie zumindest für den Japan-Interessierten lohnender gewesen.

Als weiteres Manko aus japanologischer Sicht sollte noch das Fehlen eines Glossars erwähnt werden. Trotz dieser kritikwürdigen Punkte stellt diese Arbeit dennoch eine lesenswerte und bisher schmerzlich vermißte Pionierarbeit dar, der nunmehr eine Darstellung der Entwicklung bis in die neuere Zeit folgen sollte.

Sven Saaler, Marburg